

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 22 (1928)
Heft: 7

Artikel: Kamilla und Peter [Fortsetzung]
Autor: Musset, Alfred de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926156>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beim „wirklich erreichten Sprachstand“ bleiben, bedeutet, wie jeder Stillstand, Rückgang. „Vom Leichterem zum Schwereren“ heiße auch hier die Lösung! Wir schreiben für die Taubstummen nicht nur, damit sie das Erlernte nicht verlieren, sondern auch um sie geistig zu fördern, dem Verständnis der Lektüre der Vollstinnigen näherzubringen. Sonst rede man lieber nicht mehr von „Fortbildung!“ Wie arm stünden die Taubstummen da, wenn sie sich nur an die Bücher und Blätter halten müßten, welche in ihrem „bei der Schulentlassung erreichten Sprachverständnis“ geschrieben sind; da wären sie ja nahezu von aller Lektüre ausgeschlossen und das meiste bliebe ihnen ein Buch mit sieben Siegeln!

Wiederholtes Lesen derselben schwierigen, in ähnlichen Fällen immer wieder vorkommenden Ausdrücke, Satzwendungen und -formen regt zum Denken an und erschließt allgemach das Verständnis dafür. Gerade dies dient zur Bereicherung des Geistes und des Sprachschatzes, während das Gebundensein des Taubstummen nur an die ihm verständliche leichte Schreibweise ihn nicht von seiner geistigen Armut erlösen kann.

Auch ich — der ich von den Fachleuten zu den „uneigentlichen“ Taubstummen gerechnet werde, weil ich im 4. Lebensjahr ertaubte (und zwar völlig, und dann die Sprache auch völlig verlor) — also auch ich konnte bei meiner Entlassung aus der Taubstummenschule noch lange nicht alles Gelesene verstehen, sondern eben das fleißige Lesen auch von schwerer Verständlichem hat allein mich weitergebildet. Bei „eigentlichen“ Taubstummen mit geringerer geistiger Fassungskraft und Beselust geht es freilich viel langsamer, aber es geht und das ist die Hauptsache. Der Apostel Paulus schrieb einmal: „Milch habe ich euch zu trinken gegeben und nicht Speise, denn ihr konntet noch nicht.“ Dieses „noch nicht“ beweist, daß er seine Jünger nicht ihr Leben lang bloß mit Milch genährt, sondern ihnen auch stärkere Speise aufgetragen hat, nachdem sie allgemach erstarrt waren. Und das wollen wir auch auf unsere Taubstummenschriftstellerei anwenden.

E. S.



Zur Unterhaltung

Kamilla und Peter.

Von Alfred de Musset. (Fortf.)

VI.

War der alte Giraud seinem Außern nach nicht elegant, so setzte er dafür seinen Stolz darein, seine Sache als Gastgeber recht gut zu machen. Es kümmerte ihn wenig, daß seine Kleider, stets neu zwar, aber immer viel zu weit für seine Gestalt, ihn lose umhüllten, daß seine Strümpfe schlecht angespannt waren und seine Perücke ihm auf die Augen fiel. Galt es jedoch andere zu bewirten, so nahm er immer das Beste und Teuerste. Auch an diesem Abend hatte er für sich und Kamilla eine offene Loge vorn gemietet, damit seine Mächte von aller Welt gesehen werden konnte.

Bei den ersten Blicken, die Kamilla auf die Bühne und in den Saal warf, war sie geblendet. Das konnte auch nicht anders sein: ein junges, kaum sechzehnjähriges Mädchen, das in der Stille des Landlebens erzogen und sich plötzlich in den Aufenthalt des Luxus, der Kunst und des Vergnügens versetzt fand, mußte beinahe glauben, daß es träume. Man gab ein Ballet. Kamilla folgte neugierig den Stellungen, Schritten und Gesten der Tänzer; sie begriff, daß es eine Pantomime sei, und sie suchte sich deren Sinn zu erklären. Jeden Augenblick wandte sie sich mit erstaunt fragender Miene an ihren Onkel, der aber begriff auch nicht viel mehr davon, als sie selbst. Sie sah Schäfer in seidenen Strümpfen, die ihren Schäferinnen Blumen anboten, kleine Liebesgötter schaukelten an dem Ende hin und her, und auf Wolken thronte eine Götterversammlung. Die Dekorationen, die Lichter, insbesondere aber der Kronleuchter, dessen Funkeln und Blinkeln sie entzückte, der Putz der Frauen, die Stickereien, die Federn, all dieser Pomp eines ihr unbekannten Schauspiels versetzten sie in süßes Staunen.

Bald aber wurde sie ihrerseits der Gegenstand einer fast allgemeinen Neugierde. Ihr Putz war einfach, jedoch von dem besten Geschmack. Allein in einer großen Loge an der Seite eines so wenig gezierten Mannes, wie es der Onkel Giraud war, schön wie ein Stern und frisch wie eine Rose, mit ihren großen, schwarzen Augen und ihrer naiven Miene mußte

sie notwendig die Blicke anderer anziehen. Die Männer fingen an, sie einander zu zeigen, die Frauen, sie zu beobachten; die Marquis näherten sich ihr und die schmeichelhaftesten Komplimente, nach der Mode jener Zeit mit lauter Stimme geäußert, wurden an die Neu-angekommene gerichtet. Leider war es der Onkel Giraud allein, der diese Huldigungen einheimste und sie mit Wonne genoß.

Ramilla indessen nahm ihr ruhiges Wesen allmählich wieder an, dann ergriff sie wieder die Traurigkeit. Sie fühlte, wie grausam es war, inmitten dieser Menge isoliert zu sein. Diese Leute, die in ihren Logen plauderten, diese Musiker, deren Instrumente den Takt zu den Bewegungen der Tänzer angaben, diese ungehinderten Gedankenäußerungen zwischen dem Theater und dem Saale, das alles drängte sie gewissermaßen in sich selbst zurück. „Wir reden und du, du redest nichts“, schienen alle diese Menschen ihr zu sagen. „Wir hören zu, wir lachen, wir singen, wir lieben uns, wir erfreuen uns an allem; du allein hörst nichts, du allein bist bloß eine Statue, der Schein eines Wesens, das dem Leben der Welt bloß beigegeben ist“.

Ramilla schloß die Augen, um sich von diesem Schauspiel zu befreien; sie entsann sich des Rinderballes, wo sie ihre Genossinnen tanzen gesehen hatte und sie allein bei ihrer Mutter geblieben war. Sie kehrte in Gedanken zu ihrem Geburtshause zurück, zu ihrer so unglücklichen Kindheit, zu ihren langen Leiden, ihren heimlichen Tränen, zu dem Hause ihrer Mutter, endlich zu dieser Trauer, die sie abgelegt hatte und die sie bei ihrer Heimkehr wieder anzulegen beschloß. Da sie für immer vom Schicksal verurteilt war, schien es ihr, daß es besser für sie sei, nicht zu versuchen, jemals weniger zu leiden. Sie empfand mit mehr Bitterkeit, daß all ihr Bemühen, dem himmlischen Fluche zu widerstehen, nutzlos sei. Erfüllt von diesem Gedanken, vermochte sie einige Tränen nicht zurückzuhalten, die der Onkel Giraud herabfließen sah. Er trachtete, deren Ursache zu erraten, als sie ihm ein Zeichen machte, daß sie fort wolle. Der gute Mann, überrascht und beunruhigt, zögerte und wußte nicht, was er tun sollte; da stand Ramilla auf und zeigte auf die Thür der Loge, damit er ihr ihren Mantel reichen möge.

In diesem Augenblicke bemerkte sie in der Gallerie unter sich einen jungen Mann von gutem Aussehen und reich gekleidet, der in der

einen Hand ein Stück Schiefer hielt, auf das er mit einem kleinen weißen Bleistift Buchstaben und Figuren zeichnete. Er wies dann den Schiefer seinem Nachbar, der älter war als er; dieser schien ihn sofort verstanden zu haben und antwortete ihm in gleicher Weise mit einer großen Geschwindigkeit. Zu gleicher Zeit tauschten die beiden, indem sie ihre Finger öffneten oder schlossen, gewisse Zeichen aus, die dazu zu dienen schienen, einander ihre Gedanken besser mitteilen zu können.

Ramilla begriff nichts von alledem, weder von diesen Zeichnungen, noch von diesen Fingerringen. Sie hatte aber auf den ersten Blick erkannt, daß dieser junge Mann die Lippen nicht bewegte. — Zum Gehen bereit, hielt sie inne. Sie sah, daß er eine Sprache redete, die niemandes Sprache war, und daß er Mittel fand, sich auszudrücken ohne Lippenbewegung, die für sie so unverständlich war und ihr Herzenspein verursachte. Was diese seltsame Sprache des jungen Mannes auch sein mochte, eine äußerste Ueberraschung, ein unbefiegliger Wunsch, noch mehr davon zu sehen, ließ sie den eben verlassenen Platz wieder einnehmen. Sie bückte sich über die Brüstung der Loge und beobachtete aufmerksam, was der Unbekannte tat. Da sie sah, daß er abermals auf der Schiefertafel schrieb und diese seinem Nachbar hinhielt, machte sie eine unwillkürliche Bewegung, wie um die Tafel zu ergreifen. Auf diese Bewegung wandte sich der junge Mann um und sah Ramilla seinerseits an. Kaum waren sich ihre Augen begegnet, als sie zuerst beide unbeweglich blieben, wie unentschlossen; dann, in einem Augenblicke errieten sie sich gegenseitig und sagten sich mit einem Blicke: „Wir sind alle beide stumm.“

Der Onkel Giraud brachte seiner Nichte ihren Mantel und ihren Stock; aber sie wollte nicht mehr fort, sondern hatte sich wieder auf ihren Sessel gesetzt und blieb, die Arme auf die Brüstung gestützt, auf ihrem Platze.

Gerade zu jener Zeit hatte sich der Abbé de l'Épée bekannt gemacht.

Bei einem Besuche, den er einer Dame in der Rue des Fosses-Saint-Victor abstattete, wurde er bei dem zufälligen Anblicke zweier taubstummer Mädchen, die dort Näharbeit verrichteten, von Mitleid ergriffen und die Barmherzigkeit, die seine Seele erfüllte, war plötzlich erwacht; sie tat bereits Wunder. In der unförmlichen Pantomime dieser elenden und mißachteten Wesen hatte er die Reime einer fruchtbaren Sprache gefunden, von der er glaubte,

daß sie universell werden könnte. Gleich der Mehrzahl der Männer von Genie, hatte er vielleicht sein Ziel zu hoch gesteckt. Es war jedoch schon viel, die Größe dieses Zieles ermessen zu haben. Welcher der Ehrgeiz seiner Güte auch sein mochte: er lehrte die Taubstummen lesen und schreiben, er stellte sie wieder unter die Zahl der Menschen zurück. Allein und ohne Hilfe, durch seine eigene Kraft hatte er es unternommen, aus diesen Unglücklichen eine Familie zu machen und er machte sich bereit, diesem Vorhaben sein Leben und sein Vermögen zum Opfer zu bringen, bis der König seine Augen auf seine Schützlinge werfen würde.

Der junge Mann, der neben Kamillas Voge saß, war einer der Schüler, die de l'Epée ausgebildet hatte. Ein geborner Edelmann, von altem Hause und mit lebhafter Intelligenz begabt, jedoch von dem Halbtode, wie man damals von der Taubstummheit sagte, betroffen, hatte er als einer der Ersten ungefähr die gleiche Bildung erhalten, wie der berühmte Graf von Solar; mit dem Unterschiede, daß er reich war und nicht Gefahr lief, mangels einer Pension des Herzogs von Penthièvre Hungers zu sterben.* Unabhängig von den Lektionen des Abbés, hatte man ihm einen Erzieher beigelegt, der ihn überallhin begleiten konnte und den Auftrag hatte, über seine Handlungen zu wachen und seine Gedanken zu leiten. Und dieser war der Nachbar, der auf der Schiefertafel las. Der junge Mann nützte diese täglichen Studien mit großer Sorgfalt und großem Fleiße aus; sie übten seinen Geist in allen Dingen, auf der Reitbahn, wie in der Oper, bei der Lektüre wie bei der Messe. Angeborener Stolz und eine sehr ausgeprägte Unabhängigkeit des Charakters kämpften in ihm gegen diesen Aufwand von mühsamem Fleiße. Er wußte nichts von den Uebeln, die ihn hätten erreichen können, wenn er in einer untergeordneten Klasse oder auch nur, wie Kamilla, an einem andern Orte als in Paris, geboren worden wäre. Eines der ersten Dinge, die man ihn gelehrt hatte, als er zu buchstabieren begann, war der Name seines Vaters, des Marquis von Maubray, gewesen. Er wußte nur, daß er von den andern Menschen durch das Vorrecht der Geburt und eine Mißgunst der Natur verschieden war. Dieser Vorrang und dieses Gebrechen übten einen seltsamen Einfluß auf seinen vornehmen Geist aus.

Dieser taubstumme vornehme Marquis, der mit seinem Erzieher die großen Parketts der Säle von Versailles dem Brauche gemäß mit seinen roten Schuhen betrat, wurde von mehr als einer hübschen Frau beäugelt; er jedoch ließ Kamilla nicht aus den Augen. Sie ihrerseits sah ihn recht gut, ohne ihn aber näher und länger anzusehen. Als die Oper zu Ende war, nahm sie den Arm ihres Onkels und, ohne zu wagen, sich umzudrehen, kehrte sie nachdenklich heim.

VIII.

Es versteht sich von selbst, daß weder Kamilla, noch der Onkel Giraud selbst den Namen des Abbé de l'Epée wußten, noch weniger aber ahnten sie von der Entdeckung einer neuen Wissenschaft, die die Stummen reden machte. Der Chevalier hätte diese Entdeckung kennen können; seine Frau hätte sie sicherlich zur Kenntnis bekommen, wenn sie noch gelebt hätte. Aber Chardonneux war weit von Paris entfernt und der Chevalier hielt sich keine Zeitung oder, wenn er sie erhielt, las er sie nicht. So können eine Entfernung von einigen Meilen, etwas Trägheit oder der Tod, ein gleiches Ergebnis zeitigen.

Nach Hause heimgekehrt, hatte Kamilla nur mehr den einen Gedanken: alles, was ihre Gebärden und ihre Blicke zu sagen imstande waren, wandte sie auf, um ihrem Onkel begreiflich zu machen, daß sie vor allem eines Stückes Schiefer und eines Stiftes bedürfe. Der gute Mann geriet durch diese Bitte nicht in Verlegenheit, obwohl sie etwas spät an ihn gerichtet wurde; denn es war Zeit zum Nachessen. Er eilte in sein Zimmer und überzeugt, daß er wohl verstanden hatte, brachte er seiner Nichte triumphierend ein kleines Brett und ein Stückchen Kreide, kostbare Andenken seiner ehemaligen Liebe für die Baukunst und das Baugerüst.

Kamilla sah nicht aus, als wolle sie sich darüber beklagen, ihren Wunsch in dieser andern Weise erfüllt zu sehen; sie nahm das Brettchen auf ihre Knie und hieß ihren Onkel sich an ihre Seite setzen; dann ließ sie ihn die Kreide nehmen und ergriff seine Hand, wie um ihn zu leiten, während zugleich ihre unruhigen Blicke sich anschickten, seinen geringsten Bewegungen zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

* Historisch. Siehe das Schauspiel: „Der Taubstumme“ von Bouilly, deutsch von A. von Rozebue.

